Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 64 (1974)

Artikel: Das Abgehen der Konfirmandinnenhäubchen auf der Landschaft Basel : kleiner Beitrag zur Frage der Konfirmation

Autor: Strübin, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004259

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eduard Strübin

Das Abgehen der Konfirmandinnenhäubchen auf der Landschaft Basel

Kleiner Beitrag zur Frage der Konfirmation

Zu Beginn dieses Jahrhunderts und darüber hinaus war im Baselbiet die Konfirmation die öffentliche Feier der Admission (Zulassung) zum heiligen Abendmahl und als solche wie schon im 18. Jahrhundert eine «rührende und bewegliche Handlung»[1]. Zugleich bedeutete sie den ersehnten Schritt aus der Kindheit zum Erwachsensein; sie war «gewisser Maaszen ein Actus civilis»[2].

Sinngemäß entsprach um 1900 die Kleidung der Konfirmanden im ganzen der schicklichen Abendmahlskleidung der vollberechtigten reformierten Christen, und auch im bürgerlichen Leben zeigte sich unter anderem in Gewand und Haartracht dieser Übergang in den Stand der Erwachsenen an: Die Jünglinge, kirchenoffiziell «Söhne» genannt, erhielten auf den Konfirmationstag, den Palmsonntag, und zum ersten Abendmahl (an Karfreitag oder Ostern) die erste vollständige Männerkleidung: Rock, Weste, lange Hosen, alles schwarz oder wenigstens dunkelfarbig, ein weißes Leinenhemd mit steifem Kragen und Krawatte, einen schwarzen Hut. Ohne diesen wären sie von nun an sonntags nie ausgegangen. (Als der «Sydehuet», der Zylinder, zur allgemeinen Festtracht gehört hatte, hatten auch die Konfirmanden einen solchen aufgesetzt.)[3] Die Mädchen, die «Töchter», trugen bis zu den hohen Schuhen reichende Röcke, «schwarz wie zunere Lych (Beerdigung)», die öfters ausgeliehen wurden. Meist erhielten sie außerdem auf den Sonntag nach Ostern («Nohoschtere») ein gewöhnliches Sonntagskleid, ferner den ersten Hut. So ausstaffiert, gingen sie miteinander an Nachostern zum

[1] So in der frühesten Beschreibung einer öffentlichen Admission auf der Landschaft Basel, in: Kurzer Entwurf der Heiligen Handlungen und Kirchen-Gebräuche welche zu Stadt und Land Basel beobachtet werden, S. 6 (2. Anhang zu DAVID HERRLIBERGER, Heilige Cerimonien, Gottesdienstliche Kirchen-Übungen und Gewohnheiten der heutigen Reformirten Kirchen der Stadt und Landschaft Zürich, 2. Aufl. 1759). – Die jungen Leute wurden erstmals aufgrund der Kirchenordnung für die Landschaft Basel von 1725 «offentlich zugelassen».

[2] So formuliert 1817 in: Aufsätze über die Amtsverrichtungen eines Pfarrers im Kanton Basel, besonders in Zyfen. Entworfen im Jahr 1817, von JOH. LINDER, Pfr., handschr. Universitätsbibliothek Basel, Kirchenarch. 225. Freundlicher Hinweis von Frau Christine Burckhardt-Seebaß.

[3] Vgl. Heimatkunde von Diegten, 1863, handschr. Kantonsbibliothek Liestal: Der Zylinder «behauptet bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen hartnäckig seine Stellung». – Gewährsmann, geb. 1893, Liestal, über seinen Vater, geb. 1843: Dieser erhielt wie andere Kameraden zur Konfirmation einen Zylinder und trug ihn zeit seines Lebens an hohen Festtagen und an Beerdigungen. – Drollige Schilderung bei CARL SCHNEIDER, Lebensleid und Lebensfreud, ²Sissach 1933, 90ff. (bezieht sich auf etwa 1835).

Liestaler Konfirmandinnen, 1900

erstenmal «z Tanz». Auf diesen wichtigen Anlaß hin steckten sie erstmals die Zöpfe auf; mit Hängezöpfen wären sie – als noch nicht Konfirmierte – vom Tanzboden heimgeschickt worden (so in Oltingen noch nach 1930).

Entspricht so weit die Kleidung der Konfirmanden und Konfirmandinnen der Abendmahlstracht, sind die sogenannten «Komfermandehüübli», die von den Mädchen an der Konfirmation und zum ersten «Nachtmohl» getragen wurden, einer Konfirmandentracht im engeren Sinne zuzurechnen[4]. Es waren feine weiße Tüllhäubchen mit zwei etwa zehn Zentimeter

[4] Die Häubchen entsprechen etwa den voiles blancs in der Eglise libre der Kantone Neuenburg und Waadt. Einem jungen Gelterkinder fiel 1857 in Lausanne auf, daß die Konfirmandinnen bis zu den Knien reichende weiße Schleier trugen; «elles ressemblent à des religieuses» (handschr. Tagebuch Arnold Baader). Weitere

langen, bis zur Taille reichenden Schleifen. Man kaufte sie bei der Modistin, lieh sie einander aus, in einigen Gemeinden war im Pfarrhaus eine Kollektion zum Entleihen vorhanden.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich, für jedermann augenscheinlich, die Kleidung der Konfirmanden stark verändert. Wenn wir im folgenden eine Beschreibung und Deutung des Wandels versuchen, halten wir uns vor allem an dieses besonders bezeichnende Trachtenstück.

Über Alter, Herkunft und «Sinn» der für die Konfirmandinnen in Stadt und Landschaft Basel charakteristischen Häubchen ist man im unklaren. Für Baselland haben sich bisher keine Belege über die 1880er Jahre hinaus beibringen lassen. Mit großer Wahrscheinlichkeit sind sie erst seit etwa 1870 aus der Stadt Basel übernommen worden. Vermittler dürften die zahlreichen auf der Landschaft amtenden stadtbaslerischen Pfarrer (samt ihren Familien) gewesen sein; sie haben auch sonst «städtische» Bräuche eingeführt, z.B. den Weihnachtsbaum. In der Stadt aber hatte diese «alte Sitte»[5] wohl erst um 1850 Eingang finden können, als nämlich auch in Basel endlich die «halböffentliche» oder öffentliche Konfirmation durchdrang[6]. In der Stadt, wo die Gefahr eines «Schaugepränges» besonders groß war, Fragen der Kleidung, Frisur und Kopfbedeckung sich vordrängten, mußte Einheitlichkeit sehr erwünscht sein[7]. Daß die zierlichen «Hybli» geradezu eine modernisierte Form der in Basel einst üblichen weißen Nachtmahlhauben der Frauen gewesen seien, ist eine ansprechende Vermutung, die sich freilich nicht hat beweisen lassen[8]. Auch andere Hypothesen: Einfluß westschweizerischer Konfir-

Belege in Enquête I ASV und Enquête Renée Müller 1944/45 (handschr. Schweiz. Institut für Volkskunde, Basel). – Ebendort sind andere Trachtenstücke bezeugt, z.B. schwarze Schals: Kantone Schaffhausen, Thurgau, Zürich; weiße seidene Halstücher: so Malans, Valendas, Versam GR. Walter Escher, Dorfgemeinschaft und Silvestersingen in St. Antönien, Basel 1947, 28: in St. Antönien GR bis 1918 weiße Schürze, dazu bis Ende der achtziger Jahre eine schwarz-seidene, mit Tüllspitzen versehene Haube. Auch in Baselland lassen sich schwarze oder graugemusterte Schals (Halstücher) nachweisen; in Liestal wurden sie 1898, in Gelterkinden 1908 abgeschafft. Es waren oft Familienstücke, auch als Hochzeitschals getragen. Hans Trümpy macht auf Kränzchen der Konfirmandinnen in Baden und Württemberg aufmerksam: E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert, Straßburg 1900, 118; G. Höhn, Mitteilungen über volkskundliche Überlieferungen in Württemberg, Nachdr. 92.

[5] Johanna Von der Mühll, Basler Sitten, ²Basel 1969, 143.

[6] Eucharius Kündig, Über Confirmanden-Unterricht und Confirmation. Zwei Vorträge in der Baslerischen Prediger-Gesellschaft, Basel 1844, vor allem 42ff. und 53ff.

[7] Ebenda 46. 52. – Auch auf dem Land spielten solche Modefragen damals eine wichtige Rolle. In unserem Zusammenhang ist von Bedeutung, daß in jenen Jahren unter der jüngeren Generation die Hutmode eindrang. Der junge Baader (s. oben Anm. 4) schimpft, einige Gelterkinder «Welschlandtöchtern», darunter eine «neubackene» Modistin, trügen «zugeschnittene Hüte und wenn's nur irgendwie angeht Crinolinen. Das paßt doch herrlich zusammen: ein Mist sammt Zubehör vor od. hinter dem Hause und in demselben eine solche Fee!»

[8] M. (Pfarrer Ernst Miescher), Die weißen Häubchen, in: Christlicher Volksfreund, Blätter zur Förderung christlichen Glaubens und Lebens 46, 1920, 202f. – Auf dem Land gehörte auf alle Fälle die Haube noch zur Festtagstracht der Frauen; Heimatkunde Wenslingen 1863: Das weibliche Geschlecht hat «die alte Tracht»

mandentrachten, der Haubentrachten in der Brüdergemeine, der Festtracht der katholischen Erstkommunikantinnen sind Vermutungen geblieben.

Über den Sinn wissen (nachträglich) bezeichnenderweise Fachleute am meisten zu sagen: Die Häubchen sollten die Mädchen als «Bräute Christi»[9] kennzeichnen, oder: «für das unbewußte Volksempfinden» handle es sich wohl um «eine Anspielung auf den irdischen Brautschleier, den die Mädchen (hoffentlich) einmal tragen werden»[10]. Ehemalige Trägerinnen wußten nie etwas anderes zu sagen als, die Häubchen seien ein Schmuck gewesen, oder einfach: «es isch halt Bruuch gsi, me het nit wyters dänkt». Ihre gelegentlichen Hinweise auf Braut und Brautschleier beziehen sich lediglich auf eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit.

Sicher ist, daß sich um 1900 das Tragen dieser Häubchen von selbst verstand, daß sie «Brauch» waren (so in Wintersingen: «Hüübli sälbverständlig»). Seit den zwanziger Jahren begann dann die Häubchentracht zusehends zurückzugehen; besonders auffällig war der Rückgang seit dem Zweiten Weltkrieg. Zuletzt sind die Häubchen noch im Jahre 1970 in den beiden Kirchgemeinden Bretzwil und Ziefen getragen worden; seither haben sie als abgegangen zu gelten.

Wir versuchen diese Brauchrezession und ihre näheren Umstände für das Baselbiet nachzuzeichnen[11].

Zuerst sind die Brauchträger ins Auge zu fassen, denn von ihnen und ihrer Einstellung hängt das Leben des Brauchs ab. Es sind dies die

abgelegt, u.a. «die kostbar brodierte Begine»; statt ihrer hat es «die Haube von weißem oder schwarzem Tüll angenommen». Diegten 1863: Die schwarze Haube ist das Vorrecht der Frauen, auch am Werktag. Die Jungfrauen «tragen die weiße Haube nur, wenn sie zum Abendmahl gehen».

[9] E. H.-K. (Eduard Hoffmann-Krayer), SVk 11, 1921, 60: «Konfirmandenhäubchen» als «das Sinnbild der Hingabe an den himmlischen Bräutigam»; Lukas Vischer, Die Geschichte der Konfirmation. Ein Beitrag zur Diskussion über das Konfirmationsproblem, Zollikon 1958, 127 Anm. 1: «Bräute Christi».

[10] Walter Neidhart, Nichttheologische Faktoren in Geschichte und Praxis der Konfirmation, in: Basler Theol. Ztschr. 14, 1958, 287.

[11] Der parallele Vorgang in der Stadt kann hier nur angedeutet werden. Entscheidend ist, daß dort die Häubchen Abzeichen der «Positiven» waren oder wurden, während die «Freisinnigen» sie ablehnten. Vgl. die Kontroverse in: Schweizerisches Protestantenblatt 43, 1920, 111 und 142f. und: Christlicher Volksfreund (wie Anm. 8). Als erster «positiver» Pfarrer schaffte sie 1922 dann auch der neugewählte Pfr. M. von Orelli ab, auf Wunsch der Mädchen und weil er «den zur Schau getragenen Richtungsunterschied nicht richtig fand». Andere hielten daran fest, vor allem, um die übertriebenen Frisuren zu verdecken. Die Mädchen trugen «die gräßlige Hybli todungärn». 1934 verzichtete Pfr. O. Moppert auf sie, da einige Mädchen unter Führung der vornehmen Blanche de Montmollin rebelliert hatten. Bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1959 beharrte Pfr. Ed. Thurneysen, der Freund und Mitstreiter Karl Barths, auf dem Tragen der Häubchen – nicht aus dogmatischen Gründen – «eigentlich lehne ich die Konfirmation als etwas Pietistisches ab, aber aus Gründen einer gewissen Gleichheit waren sie mir recht» (mündl. Mitteilung 1972). – In Mißkredit kam dieser Kopfschmuck auch, weil zwei verschiedene Formen – die das Haar ganz bedeckenden der Mädchen aus der «Gesellschaft» und die dem Kopfputz der Zimmermädchen ähnlichen der Bürgerstöchter – soziale Unterschiede markierten. Vgl. Anna Sarasin-Von der Mühll, Basler Brauch vor 30 Jahren, in: Basler Jahrbuch 1934, 152f. Nach ihr J. Von der Mühll (wie Anm. 5).

«christliche Gemeinde», institutionalisiert in den einzelnen Kirchgemeinden der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Landschaft, sodann deren wichtigste «Funktionäre», die Pfarrer, endlich die Konfirmandinnen als Brauchträgerinnen auch im buchstäblichen Sinn.
Unter diesen Beteiligten bilden sich zwei entschieden brauchgegnerische Gruppen heraus: Voran gehen in wachsender Zahl die Pfarrer, indes einzelne sich nicht engagieren, noch andere als Anhänger des Bisherigen auftreten; anderseits erhebt sich unter den Mädchen selbst ein zuerst zaghafter, dann immer kühnerer Widerstand. Die Gemeinden endlich stellen sich zur Frage unterschiedlich ein und halten sich zumeist im Hintergrund. Je nach den örtlichen und personalen Verhältnissen ergeben sich verschiedene Konstellationen und bei den folgenden Auseinandersetzungen – manchmal Stürmen im Wasserglas – deutliche Nuancen und zeitliche Verschiebungen, die zu verfolgen nicht ohne Reiz ist.
Dabei decken sich die Beweggründe der beiden brauchfeindlichen Gruppen natürlich nicht. Bei den Pfarrern wiegen religiöse Gründe vor; ihr Kampf gilt weniger den Häubchen als der Konfirmation in ihrer derzeitigen Form selber; soziale und rein praktische Erwägungen kommen dazu. Für die Konfirmandinnen dagegen stehen Fragen des Geschmacks und der Mode obenan – später verbindet sie allerdings mit den Pfarrern eine deutliche Ablehnung der Konfirmation überhaupt.
Vom soziologischen Standpunkt aus ist noch folgendes beachtenswert: In den Anfängen sind die Pfarrer als unbedingte Autoritätspersonen in der einen wie der anderen Richtung ausschlaggebend; die Mädchen verhalten sich ihrer gesellschaftlichen Rangordnung gemäß abwartend. Später verstehen sie als nunmehr weitgehend emanzipierte Jugend sehr wohl aktiv einzugreifen – *mit* den Autoritäten oder *gegen* sie. Die Pfarrer ihrerseits beginnen sich, einer allgemeinen Zeitströmung folgend, um den «Abbau autoritärer Strukturen» zu bemühen, indem sie mit den Mädchen diskutieren und in (mehr oder weniger freien) Abstimmungen diesen den Entscheid anheimstellen. Für die «Volkskirche» schließlich ist das meist passive Verhalten der Gemeinden bezeichnend.
Wie angedeutet, wurde das ungebrochene Verhältnis zu dem Brauch anfangs der zwanziger Jahre von «oben» her gestört. Unter dem «maßgeblichen Einfluß»[12] von Karl Barth begannen manche Baselbieter Pfarrer das sogenannte Kulturchristentum abzulehnen. Zugleich sträubten sie sich unter Betonung des «allgemeinen Priestertums» gegen die «Pfarrerkirche»; sie wollten nicht mehr «Geistliche» sein und dokumentierten das auch damit, daß sie im Alltag den schwarzen Rock ablegten. Überhaupt hatten sie allen Formen und «Bräuchen», vor allem den «frommen», den Kampf angesagt[13]. Dringend erschien ihnen eine Neubesinnung auf Taufe und Abendmahl. So suchten sie der Abendmahlsfeier den

[12] So Ernst Zeugin, Kirche unterwegs, Liestal o. J. (1966) 36, zum folgenden vgl. auch ebd. S. 16.
[13] Siehe Eduard Strübin, Baselbieter Volksleben, ²Basel 1967, 241 f.

Charakter eines Buß- und Trauergottesdienstes[14] zu nehmen und ermunterten z. B. jüngere Leute, auf die immer noch beinah «obligatorischen» schwarzen Kleider zu verzichten. Entsprechend verhielten sie sich natürlich auch den Konfirmanden als den Erstkommunikanten gegenüber. Die «pseudosakramentale» Konfirmation war ihnen überhaupt zum schweren Problem geworden, und sie erörterten ihre Sanierung[15].

Es versteht sich, daß diese Pfarrer den Kopfputz ihrer Konfirmandinnen nicht besonders schätzten. Der von Tenniken hatte schon 1918 gesagt, er wolle «abfahre mit däm Bruttschleierlizüüg»[16]. Der erste «moderne» Pfarrer von Läufelfingen ließ die Häubchen 1922 abgehen, in den zwanziger Jahren fielen sie auch in Frenkendorf, in Bubendorf 1928, zwischen 1927 und 1929 in Binningen. In den dreißiger Jahren wurden sie, meist sogleich oder bald nach dem Amtsantritt junger Pfarrer, abgeschafft, in Gelterkinden und Kilchberg 1933, Oltingen 1935, Lausen 1936, Birsfelden und Rothenfluh 1938; es folgten 1940 Buus-Maisprach[17], 1941 Diegten-Eptingen usw. Ein Unterschied zwischen stadtnahen und -ferneren, größeren und kleineren Orten, halbbäuerlichen und industrialisierten Kirchgemeinden läßt sich also nicht feststellen; die Pfarrer entschieden.

Die Neuerer begründeten ihre Ablehnung den Gemeinden und Konfirmandinnen gegenüber meist mit der kurzen Bemerkung, die Häubchen seien eine Nebensache, die von Wichtigerem ablenke – «ich würde euch am liebsten in euren Werktagskleidern konfirmieren» (Birsfelden) – oder: es gelte, «katholisierenden» Tendenzen (Gelterkinden) zu steuern. Auch die Kostenfrage fiel ins Gewicht (Bubendorf, Lausen): «Birsfelden war damals eine sehr arme Gemeinde mit vielen Arbeitslosen, überflüssige Ausgaben schienen unverantwortlich» – die Krisenjahre nach 1930 waren eben «e bösi Zyt» (Oltingen).

Die Mädchen hätten von sich aus nichts zu unternehmen gewagt. Viele empfanden zwar diesen Schmuck als veraltet und trugen ihn insgeheim ungern, besonders auf dem obligaten nachmittäglichen Familienspaziergang, aber: «Me het nüt anders gwüßt», «es isch eifach Bruuch gsi», «wie s der Pfarrer und d Eltere bestimmt häi, so het me s gmacht». «Bei der gewaltigen Übermacht der Erwachsenen hätte Opposition auch nichts genützt.» Wo also der Pfarrer nichts unternahm oder gar die Häubchen wünschte, unterzog man sich. Ordnete er umgekehrt die Abschaffung an

[14] Konfirmandin von 1918: «S isch lang gange, bis i der Mueter rächt gnueg gsi bi für das Obedmohl – i bi gar e Luschtigs gsi. Si het mer weiß wie zuegredt, i söll der Chopf abehebe, demüetig sy und mi am Schluß verbeuge.» – Darstellung des Wandels in der Basler Münstergemeinde (unter Pfr. Th., wie Anm. 11) bei Oscar Moppert, 50 Jahre selbständige reformierte Basler Kirche, Basel o. J. (1961?), 68.

[15] Eine Frucht dieser Bemühungen ist die Schrift von Julius Schweizer (Pfarrer in Allschwil, Professor): Zur Neuordnung der Konfirmation in den reformierten Kirchen der Schweiz, Basel 1938.

[16] In Pratteln scheinen die Häubchen bereits 1907 abgegangen zu sein.

[17] Das von Karl Graf, Heimatkunde von Maisprach, Liestal 1968, 99 genannte Jahr beruht auf einem Irrtum.

oder schlug sie vor und ließ sie diskutieren, fand er sogleich den Beifall der Konfirmandinnen.
In den Gemeinden wurde die Änderung meist mit Gleichmut hingenommen, so in Lausen, mit seiner «vielfach von auswärts zugezogenen Fabrikbevölkerung, die nicht an alten Bräuchen hing». Manche Mütter waren froh, von den Umtrieben, welche die Häubchen jeweils verursacht hatten, befreit zu sein (Oltingen, Tenniken u.a.). Bei älteren Gemeindegliedern wirbelte die Abschaffung wohl auch Staub auf, besonders wenn auf ihren Einspruch, die Häubchen seien doch schön und feierlich gewesen, der Pfarrer sie «abputzte» mit Worten wie «jojo, no mäng Theater isch schön gsi» (Gelterkinden 1933). Ein anderer, ein «Stürmi», erregte Unwillen, als er erklärte, die schwarzen Kleider und die Häubchen seien dummes Zeug (Kilchberg 1933).
In einer zweiten Phase wächst die Aktivität der Mädchen, wobei von ihnen auch schon das Beispiel «fortschrittlicher» Gemeinden ins Feld geführt wird. Bereits 1936 machten die Konfirmandinnen von Lausen ihrem Pfarrer (mit Erfolg) den Vorschlag auf Abschaffung der Häubchen – sie seien «etwas Blödes». Sie hatten allerdings als Initiantin und Wortführerin die Pfarrerstochter selbst unter sich. Am meisten fielen bei den Mädchen Modefragen ins Gewicht. Besonders seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs war die Frauenwelt auch auf dem Lande bedeutend modebewußter geworden, auch beim Kirchgang. Schon um 1950 trugen die weiblichen Besucher der Sonntagsgottesdienste bunte modische Kleider und verzichteten – entgegen dem Gebote des Apostels Paulus (1. Kor. 11,5 ff.) – auf Kopfbedeckungen. Vor allem ist in unserem Zusammenhang wichtig, daß seit den dreißiger Jahren Männer wie Frauen zunehmend statt in der schwarzen Feierkleidung im gewöhnlichen Sonntagskleid zum Abendmahl gingen. Damit wurden die schwarzen Gewänder der «Söhne» und «Töchter» plötzlich zu einer eigentlichen Konfirmandentracht. Gegen eine solche wehrten sie sich aber immer entschiedener; denn sie fühlten sich darin mehr gezeichnet als ausgezeichnet. Bald tauchten neben den unpraktischen schwarzen denn auch dunkelblaue und graue Röcke auf. Da diese immer mehr als Konfektion gekauft wurden, begannen sie die Schwankungen der allgemeinen Mode mitzumachen und wurden schließlich «säkularisierte» Modeartikel[18]. Für die Häubchen im besonderen wirkte sich eine Änderung in der Haartracht ungünstig aus: In den Landgemeinden, wo bis etwa 1950 noch ziemlich viele Schulmädchen Zöpfe trugen, ließen sich die «Töchter» auf die Konfirmation hin die Haare kurz schneiden und ondulieren – und verdeckten natürlich diesen neuartigen Schmuck höchst ungern; später wurden stark toupierte Frisuren («Heustockfrisuren») Mode, dann sogenannte Roßschwänze. Da wirkten Häubchen unstreitig lächerlich. Den Mädchen

[18] Inserat in der Basellandschaftlichen Zeitung 1964: «Konfirmation. Aus dem Mädchen wurde eine junge Dame. Zum Beispiel in diesem entzückenden Modell mit Bolero-Jäckchen. Auch später wird sie es freudig-stolz tragen... ins Theater, beim Konzert, auf einer Geburtstagsparty, zum Tanz.»

Die Konfirmanden von Ormalingen, 1963

kam auch zu Hilfe, daß wegen der zurückgehenden Nachfrage die Häubchen immer schwieriger zu beschaffen waren.
Mit dieser neuen Lage mußten sich auch die bis anhin zurückhaltenden oder Widerstand leistenden unter den Pfarrern auseinandersetzen. Die einen ergriffen selber die Initiative, so der von Waldenburg-St. Peter, weil er fand, es handle sich «nur noch um Tradition und Mode», ... «der christliche Sinn war verschwunden, keine Spur mehr davon, daß sich die Trägerinnen als Bräute Christi fühlten» (s. oben S. 4). Anderswo, so in Hölstein 1960, wurde von den Mädchen brav angefragt, «ob die Häubchen noch Vorschrift seien», und der Pfarrer gab nach. In Langenbruck zog sich der Handel jahrelang hin. «Noch 1950 war äußerlich die Sitte unangefochten. Die sich steigernde Kritik überspielte ich einfach durch Anordnung. Von auswärts zugezogene Familien mit ihren Töchtern waren als erste für Abschaffung. Nachdem neue Häubchen kaum mehr zu finden und diejenigen im Besitze des Pfarramts schadhaft geworden waren, war ich nicht unglücklich, als die Mädchen einfach nicht mehr wollten.» Dramatisch spitzte sich die Auseinandersetzung in Ormalingen zu. Dort hatte 1962 ein älterer Pfarrer die Mädchen gebeten, ihm zuliebe

bis zu seinem Rücktritt die Häubchen beizubehalten; er möchte nicht schuld sein, daß ein alter Baselbieter Brauch verschwinde. Aber 1964 «sy die Maitli zämegstande» und weigerten sich unter Anführung des Töchterleins des Gemeindepräsidenten beharrlich, den verhaßten «altmödigen» Kopfputz zu tragen.

Bei jüngeren Pfarrern gab es kaum Schwierigkeiten; so war der von Wintersingen mit der Abschaffung 1956 einverstanden. Am günstigsten war die Gelegenheit, wenn ein Pfarrerwechsel abgewartet wurde: Die jüngere Pfarrergeneration machte gegenüber der Konfirmation so starke Vorbehalte, daß die Mädchen für ihr Anliegen immer geneigte Ohren fanden. 1955 wünschten sie in Biel-Benken die Abschaffung der Häubchen, und der neue Pfarrer stimmte ihnen bei, weil «der Brauch seinen echten ursprünglichen Sinn verloren» habe. Mit dem Beifall der ihrer längst überdrüssigen Trägerinnen verwarf sie 1957 in Sissach ein junger Pfarrer, im Hinblick auf «den fragwürdig feierlichen und falschen sakralen Charakter der Konfirmation».

In zwei ausgesprochen ländlichen Kirchgemeinden läßt sich ein Widerstand «traditionalistischer» Konfirmandinnen (und ihrer Mütter) gegenüber reformfreudigen Kameradinnen feststellen: In Reigoldswil hatte bereits 1943 die Sekundarlehrerstochter ihre Kameradinnen bewogen, die «altmodischen» Häubchen nicht zu tragen. Schon der nächste Jahrgang kehrte wieder zu der gewohnten Übung zurück, weil auch Erwachsene es «vill fyrliger» fanden. Zwanzig Jahre später war es so weit: Der Pfarrer ließ die Töchter zu Hause anfragen und dann abstimmen – «*dir* müeßt se träge, nit *ich*». Sie wollten nicht mehr (1962). Angeführt von einer aktiven Einzelnen, hatten 1958 die Mädchen von Arisdorf von ihrem neuen Pfarrer, der die Angelegenheit als «sekundär» ansah, leicht die Abschaffung erlangt; während dreier Jahre wurden aber auf Wunsch der Konfirmandinnen die Häubchen wieder getragen, dann 1963 endgültig abgelehnt.

In großen Ortschaften mit mehreren Pfarrern konnten auf Grund dieser Tatsache Schwierigkeiten entstehen. In Muttenz war der eine Pfarrer für Beibehaltung, der andere stellte sich auf die Seite der jungen Mädchen, denen man nachgeben sollte, um sie zu gewinnen. Schließlich wurde «dieser Brauch durch einen Mehrheitsbeschluß der Kirchenpflege 'als alter Zopf' abgeschafft»[19]. In Liestal, wo ein Teil der Gemeinde und mit ihr der älteste Pfarrer viel auf überlieferte Formen hielt, hatten sich die Konfirmandinnen seit langem gegen die «schrecklige Huudere»[19a] aufgelehnt und sich ihrer z. B. oft gleich nach Verlassen der Kirche ostentativ entledigt. Um Unterstützung angegangen, war es den jüngeren Kollegen gelungen, «sie zu bewegen, sich dem Brauch zu fügen». Nach dem Rücktritt des Amtsbruders war der Weg frei: 1959 beschloß die Kirchenpflege Abschaffung. Während «die Kinder sehr hörbar aufseufzten», entspann sich in der Presse ein heftiger Hüübli-Krieg. Anhänger des

[19] Muttenz – Gesicht einer aufstrebenden Stadtgemeinde, Liestal 1968, 292.
[19a] Gewölbtes Schirmdach eines Wagens, auch Kinderwagens.

Alten fanden, «dieser kleine Schmuck habe die feierliche Stimmung gehoben wie bei einer Braut der Brautschleier»; auch verwiesen sie auf die festlich geschmückten katholischen Erstkommunikantinnen, die selbst Protestanten feierlich anmuteten. «Muß jeder Brauch unserer hastigen und schnellebigen Zeit weichen?» Andere dagegen meinten: «Alte Bräuche in Ehren, aber ...» So blieb es bei dem Beschluß.
1964 waren die Häubchen verschwunden außer in den zwei ländlichen Kirchgemeinden Bretzwil und Ziefen, auch sonst Reliktgebieten. In beiden waren die Pfarrer Persönlichkeiten mit Sinn für Überlieferung und mit bedeutendem Einfluß auf das Dorfleben. Schließlich täuschten sie sich doch etwas in der wirklichen Stimmung. Noch 1969 hofft der von Bretzwil, «daß wir diesen alten Brauch weiterführen können; die Mädchen tragen diese Häubchen (als Zeichen ihrer 'Weibbarkeit'?) immer noch gerne». Aber schon 1971 ließ er nach Absprache mit der Kirchenpflege die Mädchen abstimmen, und die Häubchen fielen. Auch der Pfarrer von Ziefen – «er het vill uf so olte Sache gha» – glaubte noch 1969, an eine Abschaffung dächten «im konservativ-fortschrittlichen Zyfen nicht einmal unsere Mädchen, trotz Minijupe und allen modischen Reizen». Im stillen aber «häi d Maitli scho lang gstüpft», und im Einverständnis mit der Kirchenpflege unterbreitete er ihnen vor der Konfirmation 1971 die Frage, und sie lehnten die Häubchentracht ab. (Dafür erschienen alle Mädchen mit einer weißen Nelke und einem goldenen oder silbernen Hugenottenkreuz geschmückt.) Ohne Zweifel erleichterte nicht nur, sondern erzwang eine wichtige modische Novität den Entscheid auf Abschaffung: Das Hosenkleid, seit einer Reihe von Jahren geduldetes Kirchengewand und spätestens 1970 in verschiedenen Gemeinden als Konfirmandinnenkleid getragen, wollte 1971 auch in Ziefen Einzug halten – da *mußten* die Häubchen weichen[20].
Zum Schluß ein Blick auf die Gegenwart! Ihrem Status entsprechend, entscheiden meist die Konfirmanden, nicht die Pfarrer und nicht die Eltern, über die Art der Gewandung. Die Pfarrer raten höchstens zu Kleidern, die auch nach dem Fest brauchbar sind, und mahnen etwa, aus der Konfirmation keine Modeschau zu machen. Für die Burschen ist die Feier längst kein Merkpunkt für den Übergang zur Erwachsenenkleidung mehr, da die einst dafür typische lange Hose alltägliches Stück der Knaben- und auch Mädchengarderobe geworden ist[21]. Sie bevorzugen modische, meist recht bunte Sonntagskleider; neben Kragenhemden mit Krawatten tauchen nicht selten «Rollkragenpullis» auf. Einzelne erschei-

[20] Parallel, wenn auch weniger spektakulär, verlief das Abgehen der Hüte der Konfirmanden. Als sich bei den Männern die hutlose Mode durchsetzte, war eine Zeitlang der auf die Konfirmation hin gekaufte erste (und kaum getragene) Hut tatsächlich Abzeichen der Konfirmanden geworden. Abgang meist zwischen 1935 und 1945. In Reigoldswil verwarfen die Burschen 1945 den Hut in einer Abstimmung. In Ziefen wurde ihnen der Verzicht darauf 1956 zugestanden.
[21] Schon zwischen 1945 und 1950 hatten viele Schüler bereits im Jahr vor ihrer Konfirmation Sonntagskleider mit langen Hosen, also Erwachsenenkleidung, zu tragen begonnen (Liestal, Gelterkinden usw.).

nen absichtlich nicht «in der Schale», sondern «schloddrig» (Lausen). Bei den Mädchen macht sich stärker der Gruppengeist bemerkbar: Sie treffen vorgängig Absprachen, die je nach den gerade Führenden ausfallen. So kam es z. B., daß 1972 in Sissach unauffällig-festliche Kleider vorherrschten, in Oltingen und Wintersingen noch keine Hosenkleider gewagt wurden, während andernorts bunteste Vielfalt herrschte, mit deutlichem Übergewicht des modischen Hosenkleids (dazu neben konventionellen Feierkleidern farbenprächtige Minijupes, etwa auch lange wallende Gewänder – Jesus look – und Sandalen, einmal, immerhin auffallend, hot pants, «die reinste Frühlingsmodeschau»). «Eine Schau aufgezogen» wird auch öfters mit abenteuerlichen Frisuren. Der Ausspruch einer Frau (Gelterkinden 1972): «Das isch jo kei Konfirmation meh!», darf wohl als stellvertretend für das Urteil mancher Kirchgänger der mittleren und älteren Generation gelten.

Dieser spontane Ausruf, der sich auf die äußere Form bezieht, läßt sich nach innen wenden: Die Konfirmation als religiöser Akt ist offenkundig aufs schwerste erschüttert, für viele tatsächlich «keine Konfirmation mehr» – für viele Konfirmanden nicht und für viele Pfarrer nicht.

Den Burschen und Mädchen ist, wie gesagt, wichtig, daß sie nicht wie Konfirmanden aussehen[22]; das heißt, daß sie ein «Gruppenabzeichen» ablehnen – sie tun es hierin jenen Pfarrern gleich, die dem Talar als dem Kanzelrock ausdrücklich entsagt haben[23]. Sie haben zum Teil gutwillig wie ihre Vorfahren, zum Teil wie jene unter dem Zwang der Sitte höchst widerwillig den Konfirmandenunterricht besucht[24] und finden die abschließende Zeremonie eine lästige Formalität – nicht alle werden (wie früher selbstverständlich) als Admittierte nun auch zum Abendmahl gehen, und die Pfarrer üben auch keinerlei Zwang und Kontrolle aus. Bis zu einem gewissen Grad ist ihnen der Konfirmationstag bei allem sonstigen Wandel noch eindrücklich als der Tag, «der die Schwelle zwischen Kindheit und Erwachsensein markiert» (aus einer Konfirmationspredigt, Liestal 1969).

[22] In diese Richtung lenkt auch die Werbung: «Der Konfirmationsanzug: Jünger in der Linie und rassiger im Stoff und Dessin als früher... Der Name Konfirmationsanzug stimmt eigentlich gar nicht mehr: ein flotter Anzug, der zur Konfirmation getragen genauso wie an Partys toll aussieht» (Basellandschaftliche Zeitung 1972). Siehe auch oben Anm. 18.

[23] Heinrich Ott, in: Dossier Schweiz. Betrifft: Kirche, Wabern 1972, 60: «Die jungen Pfarrer besteigen die Kanzeln ohne Talar und kommen sich deswegen schon progressiv vor.»

[24] Man täuscht sich zu meinen, früher sei es unbedingt «besser» gewesen; man lese neben der klassischen Darstellung von Gottfried Keller im Grünen Heinrich etwa Jakob Senn, Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild, ²Zürich 1966, 88ff.; Robert Faesi, Spittelers Weg und Werk, Frauenfeld und Leipzig 1933, 25; C. G. Jung, Erinnerungen, Träume, Gedanken, Zürich 1962, 58ff. – Ein Streiflicht auf die heutige Einstellung des Durchschnitts der Erwachsenen: «... es bleiben noch ein paar Wochen für Reservation des Restaurants, Schneidern des Anzuges, Aussuchen und Einkauf der Geschenke, womit dann die meisten Erwachsenen ihr Jawort anläßlich der Kindertaufe, ihr Ja zur christlichen Erziehung, erfüllt haben dürften» (Kirchenbote für die evangelisch-reformierten Kirchen Basel-Lands usw., März 1973).

Unter Theologen gilt die Konfirmation geradezu als «problematischste Veranstaltung der Volkskirche»[25]. Manche Pfarrer kommen sich als Zeremonienmeister eines pseudoreligiösen rite de passage vor. Die Tiefe der Problematik erhellt etwa aus der 1970 revidierten «Ordnung der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Landschaft»: Die Konfirmation ist «nach protestantischer Überlieferung die Feier der Zulassung zum Abendmahl» (Art. 52). In diesem Sinn wird neuerdings zur Betonung des inneren Zusammenhangs zwischen Konfirmation und Abendmahl dieses im Rahmen der Konfirmationsfeier ausgeteilt und so die Konfirmation als Admission zu «retten» gesucht. Anderseits kann seit 1970 die «Zulassung» auch schon «während des Konfirmandenunterrichts oder früher» erfolgen. In diesem Falle bekommt die Konfirmation ihren Sinn als «Abschlußfeier des kirchlichen Unterrichts». Von der Möglichkeit eines solchen «vorzeitigen» Abendmahls, die auch in anderen Kantonen besteht, wird zunehmend Gebrauch gemacht[26]. Das «Kirchenvolk» ist sich dieser Uminterpretation noch kaum bewußt geworden – dabei hat mit ihr in der Geschichte der Konfirmation ein gänzlich neues Kapitel begonnen. In einem (bereits nur noch bedingt) «utopischen Modell» wird der «Wegfall der Konfirmation als religiöses Volksfest» vorausgesagt[27].

[25] Walter Neidhart, Konfirmationsunterricht in der Volkskirche, Zürich 1964, 155. Die verschiedenen gängigen Auffassungen von der Konfirmation sind S. 184ff. treffend behandelt.

[26] Einige Beispiele für viele: In der Kirchgemeinde Buus-Maisprach werden in einem Konfirmandenlager während des Unterrichtsjahres die Teilnehmer über den Sinn und Grund des Abendmahls belehrt, und als Abschluß wird ihnen dieses im Lager zum erstenmal ausgeteilt (Karl Graf, Heimatkunde von Buus, Liestal 1972, 108). – 1971 gestalteten die Konfirmanden der Kirchgemeinde Kilchberg einen Gottesdienst mit anschließendem Mittagessen in der Turnhalle. «Daß das Abendmahl im Rahmen eines gewöhnlichen Essens gefeiert werden kann», war den Teilnehmern an diesem «fröhlichen Abendmahl-Gemeinschaftsessen (120 Erwachsene und Kinder) neu» (Kirchenbote, Januar 1972). – Ebenda, März 1971: In Reinach BL kamen im Rahmen eines sog. Familiengottesdienstes «die Familien zum Tisch des Herrn, Eltern mit ihren Kindern, sogar mit Sonntagsschülern ... die Kinder strahlten – im Gegensatz zum Pflicht-Abendmahlsbesuch neu Konfirmierter».

[27] Hans Heinrich Brunner, Kirche ohne Illusionen, Zürich 1968, 97f. – Theo Krummenacher endet seinen scharfen Angriff auf Jugendunterricht und Konfirmation in ihrer jetzigen Gestalt mit den Worten: «Wir sollten den Mut haben, auf alte Formen zu verzichten, bis neue Inhalte aus sich heraus neue Formen schaffen»; in: Dossier Schweiz (wie Anm. 23), 80. Titel: Sakraler Kundendienst?

Dem Verfasser ist es leider unmöglich, die zahlreichen Pfarrer und weiteren Gewährsleute, denen er für wertvolle Auskünfte zu danken hat, namentlich aufzuführen. Besonderen Dank schuldet er Frau Christine Burckhardt-Seebaß für sachkundigen Rat und die Durchsicht des Manuskripts.